

SYNODALITÄT UND DEMOKRATIE

Überlegungen angesichts aktueller Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft

*Vortrag von Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesenmann, Speyer, anlässlich des
St. Martinsempfangs des Katholischen Büros Mainz am 21. November 2019*

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin, sehr geehrte Damen und Herren aus Politik, Gesellschaft und Kirche, liebe Mitbrüder!

Zwei Begriffe stehen über meinen Überlegungen zum St. Martinsempfang an diesem Abend: Synodalität und Demokratie. Zwei Begriffe aus unterschiedlichen Kontexten: aus der Kirchensprache der eine, aus dem Wortschatz der Staatsrechtler der andere. Zwei Begriffe, die Parallelen und Schnittmengen haben, aber zugleich in Spannung zueinander stehen. Zwei Begriffe, die – so meine Überzeugung – voneinander lernen und einander bereichern können, wenn wir sie zueinander in Beziehung setzen. Das möchte ich heute Abend tun; auch und vor allem vor dem Hintergrund aktueller Diskussionen in Kirche und Gesellschaft und in Anbetracht des bevorstehenden synodalen Weges in der katholischen Kirche Deutschlands. Dabei möchte ich keinen wissenschaftlichen Aufsatz – weder staats- noch kirchenrechtlicher Art – hier vortragen, sondern einige schlichte Überlegungen anstellen, wie in aller Unterschiedenheit beide Wirklichkeiten voneinander lernen und einander befruchten können. Sowohl die Kirche wie auch die Gesellschaft stehen vor großen Zerreißproben. Für uns als katholische Kirche hängt sehr viel davon ab, ob der eingeschlagene synodale Weg uns zu einem versöhnten Neuaufbruch verhilft. Ähnliches aber scheint mir von unserer Gesellschaft zu gelten, die wieder gemeinsame, wertehaltige Grundkonsense benötigt, um die gewaltigen Herausforderungen der Zukunft, die uns etwa in den Stichworten Klimawandel und Digitalisierung begegnen, so meistern zu können, das eine humane und nachhaltige Zukunft auch und gerade für die nachwachsende Generation offensteht.

Synodalität – Begriff und Geschichte

Dazu zunächst ein paar Anmerkungen zum Begriff „Synodalität“. In ihm verbergen sich zwei griechische Wörter: *σύν*/mit(einander) und *ὁδός*/der Weg. „Synodalität“ meint also, dass sich Menschen gemeinsam auf den Weg machen. Von Beginn an hat sich die Kirche als eine „Weggemeinschaft“ verstanden. Ihr Fundament ist ja der, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Und der zugleich Menschen in die Weggemeinschaft mit sich gerufen hat. Eine der ältesten Bezeichnungen der Christen lautet deshalb: „Anhänger des Weges“ (Apg 9,2). Auf dieser Grundlage haben sich im Laufe der Jahrhunderte in der Kirche synodale Strukturen ausgebildet. Strukturen, mit deren Hilfe im gemeinsamen Ringen des ganzen Gottesvolkes Lehr- und Leitungsfragen beraten und entschieden wurden.

Im 2. Jahrtausend kam es jedoch vor allem in der westlichen Kirche zu einem verengten Synodenverständnis und damit zu einer immer mehr auf den Klerus fokussierten Synodenpraxis. Die Verantwortung aller Gläubigen für die Sendung der Kirche geriet mehr und mehr aus dem Blick. Kirche wurde verstanden als eine „societas inaequalis“ – als eine Gemeinschaft von Nicht-Gleichen, in der allein die Amtsträger die Aufgabe haben, Verantwortung zu übernehmen und Entscheidungen zu treffen, weitgehend ohne die gläubigen Laien zu beteiligen. Und zugleich als eine „societas perfecta“ – als eine Gesellschaftsform, die zwar in der Welt, aber doch unabhängig von ihr existiert.

Das II. Vatikanische Konzil (1962-65) hat diesbezüglich eine Wende vollzogen, indem es die verschobenen Perspektiven wieder zurecht gerückt hat. Nach außen hat es die Autonomie der irdischen Lebensbereiche betont, einen positiven Zugang zu den Menschenrechten gefunden und die Demokratie als bestmögliche Staatsform anerkannt (vgl. GS 75). Nach innen haben die Konzilsväter bekräftigt, dass die Kirche das pilgernde Gottesvolk ist: eine Gemeinschaft auf dem Weg durch die Zeit (vgl. LG 8). Eine Gemeinschaft, in der „eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ (LG 32) herrscht. Eine Gemeinschaft, in der alle mit dem Glaubenssinn und dem gemeinsamen Priestertum beschenkt sind. Das hierarchische Amt in der Kirche wird dem Dienst an der Einheit des ganzen Volkes Gottes und der gemeinsamen priesterlichen Würde aller zugeordnet. In der nachkonziliaren Zeit

wurden deshalb auf allen Ebenen synodale Strukturen gestärkt, wiederbelebt oder neu geschaffen: Pfarrgemeinderäte, Diözesanpastoralräte, nationale Bischofskonferenzen sowie regionale und weltweite Bischofssynoden.

Synodalität als Wesensbeschreibung und Grundhaltung der Kirche

Für die katholische Kirche ist „Synodalität“ inzwischen zu einem Schlüsselbegriff geworden – und darin sehe ich im Übrigen auch ein hohes ökumenisches Potential. Synodalität beschreibt für Papst Franziskus den notwendigen Weg zur Erneuerung der Kirche, durch die die Kirche ihre eigenen synodalen Ursprünge wieder stärker entdecken und leben lernt und gleichzeitig eine diskursfähige kirchliche Antwort auf die pluralen, demokratischen Herausforderungen unserer Zeit entwickeln kann. Mit den Worten von Papst Franziskus: „Der Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet.“ Dabei geht es dem Papst nicht nur und auch nicht zuerst um eine Stärkung synodaler Organe. Es geht ihm darum, dass Synodalität, die Leitidee einer „chiesa sinodale“, zu einer Grundhaltung wird, zur alltäglichen Lebensweise der Kirche. Gewissermaßen zu einem durchgängigen Attribut der Kirche, dass die Wesensattribute der Kirche, Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität, methodisch unterfängt und mit Leben erfüllt. Die Synodalität als Weggemeinschaft wird so gerade auch im Ringen unterschiedlicher Positionen zum Erfahrungs- und Lernort der Einheit gerade in der Vielfalt. Sie wird zum Erfahrungs- und Lernort der Heiligkeit nicht aus sakraler Selbstimmunisierung sondern aus dem gemeinsamen Vertrauen in den Heiligen Geist, mit dem alle gesalbt wurden. Zum Erfahrungs- und Lernort der Katholizität als gemeinsame Herausforderung dem Ganzen gemäß zu bleiben und zu werden und nicht den am lautesten schreienden Pressure-Groups zu erliegen. Zum Erfahrungs- und Lernort der Apostolizität als gemeinsame Rückbindung an den ursprünglichen Sendungsauftrag der Kirche. Es geht – bei und in aller Wahrung der Leitungsverantwortung der Bischöfe – um eine Kirche, in der sich alle auf Augenhöhe begegnen. In der alle gehört werden und alle etwas zu sagen haben. Aber auch um eine Kirche, die um ihre Vorläufigkeit weiß. Die aufmerksam sein muss für das Wirken des Hl. Geistes in den „Zeichen der Zeit“. Die nicht mit fertigen Lösungen daherkommt, sondern sich offen, kritikfähig und veränderungsbereit auf einen echten Dialog mit der Welt von heute einlässt.

Damit aber wird auch klar, dass die Synodalität für ihr Gelingen – und das verbindet sie entscheidend mit der Demokratie – eine hohe sittliche Reife der Beteiligten voraussetzt, eine Kultur der gelebten Mitverantwortlichkeit, die nicht selbstverständlich ist, sondern immer neu gefördert und eingeübt werden muss. Hier denke ich, haben wir in der Kirche großen Nachholbedarf und das Gelingen des synodalen Weges hängt sehr stark von dem Willen und der Reife aller Beteiligten – und das heißt natürlich auch und nicht zuletzt der Leitungsverantwortlichen – ab. In der Kirche kommt dazu noch die Notwendigkeit einer geistlichen Reife, die an kein Amt gebunden ist. Daher betont Papst Franziskus im Hinblick auf die Erneuerungsprozesse in der Kirche den gemeinsamen Spürsinn für den Heiligen Geist (*sensus fidelium*), die Einübung zur Fähigkeit der Unterscheidung der Geister und den geistlichen Willen zur Integration der unterschiedlichen Lebenswelten.

Synodalität als Antwort auf die aktuellen Herausforderungen der Kirche

Im Folgenden versuche ich einige Kennzeichen synodalen Kircheseins zu skizzieren, die vielleicht für Ihr Wirken als Politikerinnen und Politiker inspirierend sein können. Und umgekehrt einige Grundprinzipien des demokratischen Rechtsstaats in Erinnerung zu rufen, von denen wir als Kirche lernen können und sollen – damit wir das, was Synodalität meint, im lebendigen und fruchtbaren Austausch mit dem gesellschaftlichen Kontext, in den wir hineingestellt sind, ausprägen können.

Kennzeichen einer synodalen Kirche als Impulse für die Demokratie

1. Ein erstes Kennzeichen einer synodal verfassten Kirche ist das **Hören**. Synodalität im umfassenden Sinn heißt, dass alle Gläubigen Gehör finden – auch und gerade die, die leicht aus dem Blickfeld geraten: Arme und Schwache, Jugendliche und kirchliche Nicht-Insider. Synodalität traut jedem zu, dass er etwas zu sagen hat, was für die Anderen und für das Ganze bedeutsam ist – im demütigen Wissen darum, dass keiner die ganze Wahrheit besitzt, wir alle aber mit dem heiligen Geist gesalbt wurden. Synodalität lebt vom offenen und lernbereiten Dialog aller Beteiligten. Deshalb hat Papst Franziskus vor den letzten Bischofssynoden zu den Themen Familie und Jugend alle Gläubigen aufgerufen, ihre Meinung zu sagen, um zu hören, „was der Geist den Gemeinden sagt“ (Offb 2,7).

Auch in der Synodenaula hat der Papst die Teilnehmer dazu ermuntert, mit Mut und Parrhesia (Freimut) zu sprechen. Den ihm anvertrauten Petrusdienst wie auch den Dienst der Bischöfe versteht er zunächst und grundlegend als „Hör-amt“, als Dienst des Hörens auf alle Gläubigen – und zusammen mit den Gläubigen auf das Wort Gottes. Dann erst als „Entscheidungsamt“, das im Namen aller das Gehörte im Licht der Tradition und der Lehre der Kirche zusammenfasst und verbindliche Entscheidungen trifft. Interessant ist, dass Papst Franziskus in die langen Phasen des Hörens bei den Bischofssynoden Unterbrechungen hat einbauen lassen, in denen in regelmäßigen Abständen immer wieder einige Minuten Stille – Zeit zum inneren Hören – in der Synodenaula herrschen. Synodalität setzt eine Kultur des Hörens voraus und gelingt nur in einer solchen, bei der es eben nicht nur um das Durchsetzen eigener Vorstellungen und Machtansprüche geht, sondern um das gemeinsame Wahrnehmen der je größeren Wirklichkeit und unserer Verantwortung ihr gegenüber. Die Augenblicke der Stille verweisen im Raum der Kirche auf den eigentlichen Herrn der Kirche. Sie verweisen darauf, dass wir bei allen notwendigen Entscheidungs- und Abstimmungsprozessen nicht die Macher der Kirche sind, sondern sie ihren Heildienst auf Grund göttlicher Stiftung und Weisung vollzieht, an die sie wesensmäßig rückgebunden ist. Bei aller hier deutlich zutage tretenden Unterschiedenheit zum demokratischen Ordnungs- und Gestaltungsprinzip allein aus dem (mehrheitlichen) Willen der Bürger heraus meine ich dennoch eine gewisse Analogie darin zu sehen, dass in unserer Demokratie der einzelne Abgeordnete gesetzlich geschützt letztlich allein seinem Gewissen verpflichtet ist. Das ist ein wesentliches Element des inneren Hörens, das auch einer Kultur der Unterbrechung durch Stille bedarf.

Daher sehe ich gerade auf dem Hintergrund der Veränderungen unserer Zeit hier auch wichtige Impulse für die Demokratie in unserem Land. Denn gerade diese Staatsform lebt von einer hohen ethischen Reife und muss dafür immer wieder in den Schutz und die Auferbauung einer Kultur investieren, die der Demokratie insofern vorausgeht, als sie Grundlage für deren Gelingen ist. In unserer Gesellschaft nimmt die Zahl derer deutlich zu, die mit der Demokratie unzufrieden sind. Die den Eindruck haben, dass sie zu wenig Gehör finden; dass ihre Ängste und Sorgen nicht genügend beachtet werden. Ein erster Impuls aus der Idee und Wirklichkeit der Synodalität heraus für das Miteinander in unserem Land könnte deshalb sein, Räume für ein echtes Zuhören offenzuhalten: Räume,

in denen Bürger ihre Gedanken zu aktuellen Themen offen äußern und mit Politikern diskutieren können. So wie es ja auch schon vielfach geschieht: in Bürgersprechstunden vor Ort oder in Bürgerdialogen vor parlamentarischen Entscheidungen. In der Stärkung dieser und anderer Formen echter Beteiligung scheint mit ein Schlüssel dafür zu liegen, wie es uns gelingt, das Vertrauen der Menschen in die Demokratie, aber auch das Zutrauen in ihren eigenen Beitrag für unser Zusammenleben zu stärken. Und wie wir jene Kräfte zurückdrängen, die Ängste in der Bevölkerung schüren und instrumentalisieren, um unsere Grundwerte in Frage zu stellen und unsere bestehende Ordnung zu verändern.

2. Zur Synodalität gehört als Zweites das ***Streben nach Einmütigkeit***. Damit ist nicht gemeint, Diskussionen zu unterbinden und möglichst einstimmige Entscheidungen herbeizuführen. Auch in der Kirche muss im Widerstreit der Meinungen um die beste Lösung gerungen werden. Doch am Ende müssen Entscheidungen stehen, die alle Partikularinteressen übersteigen und den Blick auf das größere Ganze richten. Synoden sind keine Parlamente: Sie funktionieren nicht einfach nach dem Mehrheitsprinzip. Ebenso wenig stehen sich in einer Synodenaula Vertreter von Parteien und Fraktionen gegenüber. Ihre Besetzung spiegelt vielmehr die Fülle der Berufungen im Volk Gottes sowie das Mit- und Zueinander von Amtsträgern und Laien wider. Hinzukommt, dass synodale Strukturen immer in einen größeren Rahmen eingebunden sind: die pfarrlichen Gremien in das Bistum; die Bistümer und Bischofskonferenzen in das große Ganze der katholischen, d.h. der einen weltumspannenden Kirche. Ja, mehr noch: Synoden sind dem „sensus Ecclesiae“ verpflichtet, dem Glaubenssinn der ganzen Kirche, der nicht nur alle räumlichen, sondern auch zeitlichen Grenzen überschreitet und danach sucht, was immer, überall und von allen geglaubt worden ist. Das aber meint alles andere als Rückwärtsgewandtheit. Es geht genauso um ein Ausstrecken in die Zukunft: hin zur Vision des Reiches Gottes. Dorthin, wo Gott die Kirche durch sein Wort, durch den Glaubenssinn aller Gläubigen und durch das gemeinsame Sehen und Deuten der Zeichen der Zeit führen will.

Der darin liegende Impuls für die Politik könnte lauten: Verlieren wir beim Ringen um sachgemäße Lösungen für die anstehenden Herausforderungen nie das größere Ganze aus dem Blick. Wohin die Fixierung auf Eigeninteressen, nationale Alleingänge und Abschottungstendenzen in Politik und Gesellschaft führen, stellen uns aktuelle Entwicklungen in Europa in erschreckender Weise vor Augen:

der Brexit; das Erstarken populistischer Kräfte in vielen EU-Staaten; die fehlende Bereitschaft mancher Länder, sich auf eine gemeinsame Flüchtlingspolitik zu verständigen etc. Dem gegenüber gilt es, die europäische Idee wachzuhalten und zu stärken – jene Idee, die für Einheit und Versöhnung steht, die alle nationalistischen Abgrenzungen überschreitet, die die unverlierbare Würde und die gleichen Rechte aller Menschen betont.

3. Ein drittes Merkmal von Synodalität besteht schließlich darin, dass das synodale Ringen in der Kirche, wie ich schon angedeutet habe, ein zutiefst **geistlicher Prozess** ist. Wir dürfen darauf vertrauen, dass Gottes Geist im anderen, in mir und im gemeinsamen Tasten und Suchen um eine immer evangeliumsgemäße Gestalt der Kirche am Werk ist. Die schon erwähnten Unterbrechungen bei den römischen Bischofssynoden durch regelmäßige Zeiten der Stille zur inneren Ausrichtung des Gehörten auf das Wirken Geistes Gottes geben dem gemeinsamen ringen den inneren, geistlichen Atem. Für den synodalen Weg der deutschen Bistümer wurden zwei geistliche Begleiter bestimmt. Sie sollen uns helfen, die Diskussionen zu den Themen Macht, priesterliche Lebensform, gelingende Beziehungen und Stellung der Frauen in der Kirche nicht als bloße Strukturdebatten zu führen. Vielmehr wollen wir uns gemeinschaftlich in die Haltung der „Unterscheidung der Geister“ einüben. Wir wollen die gegenwärtigen Herausforderungen, unsere inneren Regungen und Gottes Wort in Schrift und Tradition zueinander in Beziehung setzen, um den Willen Gottes für unsere konkrete Situation zu erkennen und zu tun. Und das in aller Freiheit, wohin der Geist Gottes uns führen wird.

Auch in Politik und Gesellschaft kann es meiner Überzeugung nach sinnvoll sein, nicht immer sofort zu reagieren und sich womöglich im Aktionismus zu überbieten. Wenn etwa nach furchtbaren Ereignissen, wie dem versuchten Anschlag auf die Synagogengemeinde in Halle, noch am selben Tag nach strengeren Gesetzen und einem massiveren Eingreifen der staatlichen Gewalt gerufen wird, ohne zu merken, dass damit jene aus dem Blickfeld geraten, denen in einer solchen Situation unsere ganze Sorge gelten muss: den Menschen jüdischen Glaubens in Halle und in ganz Deutschland, die nun noch mehr in Angst leben und zutiefst verunsichert sind, denen aber mit Recht zutiefst daran gelegen ist, hier in unserem Land ein sicheres, aber möglichst normales Leben führen zu können.

Geistliche Erfahrungen zeigen: Je aufgewühlter eine Situation ist, umso notwendiger ist es, „indifferent“ zu bleiben. Das meint keine Gleichgültigkeit, sondern den Gleich-Mut, das Bewahren jener inneren Freiheit, die die eigene vorgefasste Meinung sowie die Erwartungen anderer relativiert oder hinter sich lässt, um die beste Lösung zu finden. Dazu kann es manchmal notwendig sein, sich in Geduld zu üben und Entscheidungen bewusst offenzuhalten, um nicht dem eigenen Willen den Vorrang vor Gottes Willen zu geben. Vielleicht wären auch Zeiten der Stille, des Innerhaltens nicht nur bei Gedenkminuten sondern im regelmäßigen Ablauf parlamentarischer Debatten ein gutes Hilfsmittel zur Tugend der Mäßigung, zur Einübung jener über alle Parteilichkeit notwendigen Bereitschaft dem ganzen Volk zu dienen und miteinander die beste Lösung für möglichst viele zu finden.

Kennzeichen der Demokratie als Impulse für eine synodale Kirche

1. Aber auch die Demokratie hält Impulse bereit, die uns als Kirche helfen können, immer mehr zu einer synodalen Grundhaltung zu finden. Ich denke zunächst an das Prinzip der unbedingten **Würde und Gleichheit aller Menschen**. Aus ihm erwachsen jene Freiheitsrechte, auf denen jede demokratische Ordnung beruht. Wir können gar nicht dankbar genug dafür sein, dass wir in einem freien und demokratischen Rechtsstaat leben. Dass alle Bürger die Geschicke unseres Landes durch Wahlen und andere Wege der politischen Willensbildung aktiv mitbestimmen können. Oder dass alle Kinder in unserem Land grundsätzlich die gleichen Bildungschancen haben. All das dürfen wir nicht für selbstverständlich nehmen. Es muss stets neu errungen und verteidigt werden.

Nicht nur das II. Vatikanum betont – ich habe es bereits zitiert –, dass in der Kirche eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau der Kirche herrscht. Doch müssen wir uns als katholische Kirche selbstkritisch anfragen, ob wir in der konkreten Gestaltung des Mit- und Zueinanders von Amtsträgern und Laien diesem Anspruch gerecht werden. Nach wie vor sind viele unserer synodalen Strukturen allzu klerikal geprägt. Bei weltkirchlichen Bischofssynoden haben bis jetzt fast nur Bischöfe und ausschließlich Männer Stimmrecht. Bei der Besetzung vieler kirchlicher Leitungsfunktionen gibt es kaum oder nur geringe aktive Mitwirkung der Gläubigen. Bei der Diskussion über diese und andere Formen der (Nicht-)Partizipation aller Gläubigen an Ent-

scheidungsprozessen können und sollten uns die Grundprinzipien des demokratischen Rechtsstaats als geistgewirkte „Zeichen der Zeit“ zumindest ein kritischer Maßstab sein.

2. Ein Zweites: Kennzeichnend für die Demokratie ist die Idee der **Gewaltenteilung**. Gesetzgebende, richterliche und ausführende Gewalt liegen in den Händen unterschiedlicher Personen und Organe, die sich wiederum gegenseitig kontrollieren, um Machtkonzentration und Machtmissbrauch möglichst zu verhindern. All das soll uns vor einem Rückfall in totalitäre Staatsformen bewahren, von denen gerade die Geschichte unseres Landes schmerzhaft geprägt ist.

Die MHG-Studie hat uns als Kirche gezeigt, wie sehr unsere Machtstrukturen mit dazu beigetragen haben, dass es zu Missbrauch kommen konnte. Dass Täter viel zu lange unentdeckt geblieben bzw. deren Taten vertuscht worden sind. Und dass Präventionsmaßnahmen nicht im wünschenswerten Maß wirksam werden konnten. Beim synodalen Weg gilt es deshalb tiefer darüber nachzudenken, wie wir in der Kirche mit Macht umgehen – sowohl mit Blick auf das biblische Zeugnis und die kirchliche Tradition in ihrer ganzen Breite und Vielfalt, aber auch mit Blick auf die Erfordernisse der Gegenwart. Welche Leitungsaufgaben sind untrennbar an das kirchliche Amt gebunden, welche können – nicht nur im Ausnahmefall – von Laien wahrgenommen werden? Welche Möglichkeiten gibt es, Macht zu begrenzen und zu teilen, und umgekehrt die Rechte der Gläubigen zu stärken? Wie können wir vor allem Frauen noch stärker an der Leitung der Kirche, aber auch in Liturgie und Verkündigung beteiligen?

3. Schließlich: Was Otto von Bismarck von der Politik allgemein gesagt hat, nämlich dass sie die „**Kunst des Möglichen**“ sei, gilt von der Demokratie im besonderen Maße. Demokratie lebt vom Kompromiss; vom nüchtern-realistischen Blick darauf, was in einer bestimmten Situation umsetzbar ist. Gerade die Demokratie mit ihren parlamentarischen Entscheidungswegen und der Suche nach Mehrheiten bewahrt davor, dass Politik zur Ideologie wird zur Durchsetzung eines totalitären Machtanspruchs oder einer bestimmten Weltanschauung.

Auch einer synodal verfassten Kirche steht es gut an, die Welt um uns herum so in den Blick zu nehmen, wie sie ist; nicht, wie wir sie gerne hätten. Gemäß einem Grundsatz von Papst Franziskus: „Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee“. Beim synodalen Weg wird es deshalb auch darauf ankommen, die kon-

krete Lebenswirklichkeit der Menschen ehrlich und nüchtern in den Blick zu nehmen – etwa beim Thema gelingende Beziehungen. Lehre und Leben müssen zu jeder Zeit neu miteinander ringen und sich gegenseitig vertiefen. Das hat nichts mit reiner Zeitgeistigkeit zu tun, sondern damit, dass die Kirche keine zeitlose Idee, sondern ein Lebensorganismus ist, eine „komplexe Wirklichkeit, die aus menschlichem und göttlichem Element zusammenwächst“ (LG8). Als solche muss sie sich immer neu mit den konkreten Lebensbedingungen der Menschen auseinandersetzen und lebensdienliche Orientierung geben.

Für eine hörende Kirche und eine hörende Demokratie

Synodalität lebt vom Hören – vom Hören aller Christen aufeinander, auf die Zeichen der Zeit, und darin miteinander auf den Willen Gottes. So wie auch die Demokratie vom Hören lebt – vom Hören auf alle Menschen, die in Freiheit ihre Meinung äußern dürfen; vom Hören auf die besseren Argumente, um im gemeinsamen Ringen die bestmöglichen Entscheidungen zu treffen. Und so ist es sinnvoll und gut, wenn auch Kirche und Politik immer wieder aufeinander hören, um voneinander zu lernen und um sich im engen Miteinander für ein gerechtes, friedliches Miteinander aller Menschen in unserem Land einzusetzen. So danke ich Ihnen, dass Sie mir jetzt so aufmerksam zugehört haben. Und ich wünsche uns allen, dass wir diesen Empfang nutzen, um füreinander ganz Ohr zu sein. Denn davon können beide Seiten nur profitieren.